



Heiratsmarkt ohne Hochzeit — Schützenfest ohne Schützen

In vielen Dörfern der Kurmark haben sich neben anderen festlich genannten Heiratsmärkten solche eine Einrichtung, die auf der Zeit eines die Bude gehabt hat, und auf den Markt zusammengekommen ist, als kamen dort heiratslustige Burgherren und Mädel zusammen, um sich kennenzulernen und sich dann später einmal zu heiraten. Damit ist der eigentliche Sinn eines Heiratsmarktes jedoch unverändert worden. Denn nicht dazu kommen auf den Heiratsmärkten Burgherren und Mädel zusammen, wenn der gemeinsame Besuch eines solchen Marktes auch bisweilen in einer Hochzeit endet, wie das heute noch von dem Heiratsmarkt zu Reitwein an der Oder erzählt. Der Zweck eines Heiratsmarktes ist aus der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Heirat zu erklären, das nichts anderes sagt als Zurüstung des Haushandes. Eine Zurüstung des Haushandes aber nimmt man in kleineren Landgemeinden auch heute noch auf dem Jahrmarkt vor, den zweiterdings einmal im Jahre über einmal jedes vierjährige Jahr findet.

Der Heiratsmarkt in Reitwein, zu dem von nah und fern die Freudenreichen herbeifinden, findet jetzt am Sonntag nach Pfingsten statt und hatte an diesem Jahre wieder einen neuen Wiesenthal zu verzeichnen, wie ihn grösste Städte in der Nähe Reitweins kaum an ihren Jahrmarkttagen haben. Der Heiratsmarkt in Reitwein hat im Laufe der Jahre eine außerordentliche Verblüfftheit erlangt, obgleich er seine Bedeutung als Jahrmarkt völlig eingebüßt hat und nur noch eine Angelegenheit der wundernden Verblüffungsindustrie geworden ist. Auch in diesem Jahre waren Gäste aus Austerlitz und Frankfurt (Oder), aus Manschnow und Goragut, aus Görbis und Deßdorf jenseits der Oder, aus Lebus und Rathsdorf, kurz aus der ganzen näheren und weiteren Umgebung dieser kleinen Dörfer und -feste gekommen, um hier wiederum auf Wurst-, Buletten- und Würstelbuden abzuhängen. An Schießbuden holt sich die Jugend Breite in Gestalt von bunten und gold- oder silberpfeinernen Rosen, kleinen Stoßhunden oder Bären. Der Duft der Bürstchen und von gebrannten Mandeln mischte sich mit Schwaden unvermeidlichen Staubes und verlieh der Veranstaltung so den Geruch und das Aussehen einer ganz großen Angelegenheit.

Aber nicht nur der Heiratsmarkt lockt so viele Besucher nach Reitwein, vielmehr ist es auch der prachtvolle Laubwald, der sich auf den Bergen im Süden des Dorfes erhebt. Und gerade im Juni hat der Wald ein ganz besonderes Aussehen, das ihm die zahlreichen Azaleen verleiht, die in bunten Farben den alten Eichen, Linden, Buchen und nicht zuletzt Kiefern stehen. Durch diesen Wald

wandert es sich besonders gut, und niemand, der den Heiratsmarkt in Reitwein besucht, verlässt es, diesen Wald aufzufinden und auf seinen stillen Wegen vorbei an Schlosswesen und Farnen zu jenen Glühwürmchen, die den Menschen weiten Blüt in die Oberleberung geschenkt.

Das Dorf selbst ist klein und schmuck, umitten eines alten Barles steht ein kleines Schlosschen, das wie das Gut den Grafen von Hünfelden gehört. Zum Heiratsmarkt war das Dorf vom Lärn der Deiterländer, vom Rufen der Kraftwagen, dem Hörgerling der Radfahrer erfüllt, und in den Gassenflangen die Riedeln sah südlichen Tanzwesen. Sonst aber liegt Reitwein verträumt im Schuge seiner Berge, und nur das Denken der Senken, Rattern der Wäldchen oder dumpfe Brülun des Viehes aus den Ställen ist in seinen Straßen zu hören.

Einen ähnlichen Bedeutungswandel wie die Heiratsmärkte haben auch die Schützenfeste auf dem Lande durchgemacht. Das Brot, das Schießen, Schützen zu haben hatten sich die Städte, und in den Dörfern waren nur in seltenen Fällen Schützenabteilungen zu finden. War dirkte nicht sehr geben, wenn man auch hier den Aussatz eines früher üblichen Jahrmarktes, also den Anlaß zu einem Schützenfest bestehend. Auch ein solches Schützenfest ist heute lediglich eine Angelegenheit der Befestigten.

Die alten Heiratsmärkte oder Schützenfeste sind immer, wie sie auch heißen mögen, feierstänkigen Gemeinschaften und der Volksmeinheit. Und wenn ein solches Fest einmal mit einer Feierseele ausging, so hat dies keinen Reiz nur erhöht. Bis zum nächsten Heiratsmarkt oder Schützenfest haben sich die Befestigten längst wieder ausgesöhnt.

heit der Bergüngsindustrie geworden, und dennoch haben gerade diese ländlichen Schützenfeste eine größere Anziehungskraft als die städtischen Schützenfeste, bei denen auf dem üblichen Rummel — so wird der Schlägelnplatz tatsächlich genannt — doch wirkliche Schlägen vorhanden sind und ihr Schießen abhalten. Ein dörfliches Schützenfest hat immer einen außerordentlichen Bezug aus allen umliegenden Ortschaften zu vertragen, und nicht der Stadtauer Alsfeld aus Berlin, das sind diese Schützenfeste für die Stadt und Dorf der Mark. Meistens kommen die Freunde und Gebeten der Dorfbewohner zu einem solchen Schützenfest, aber auch in Sagdwagen und Kraftwagen, mit Fahrrädern und Motorwagen.

Auch hier spielen die Dreigorgeln der Karussells und der Schiffschaufeln, liegen die jungen Mädel und Burgherren im Kettenkarussell in hohen Bogen über den Köpfen der Festteilnehmer dahin, und es ist in den Ständen der Gäßchse und in den grünen Gärten ein Leben und Treiben, wie es sonst ein solches kleines Dorf das ganze Jahr über nicht führt. Bis auf die Straßen hinaus sind Tisch und Bänke gestellt. Sondne sind gespannt, von denen das grüne Laub nicht herunterhangt. In solchen Zeiten tragen die Besucher Käppi oder unterhalten sich beim Käppi-Dier.

Die alten Heiratsmärkte oder Schützenfeste sind immer, wie sie auch heißen mögen, feierstänkigen Gemeinschaften und der Volksmeinheit. Und wenn ein solches Fest einmal mit einer Feierseele ausging, so hat dies keinen Reiz nur erhöht. Bis zum nächsten Heiratsmarkt oder Schützenfest haben sich die Befestigten längst wieder ausgesöhnt.

Bon alten märkischen Badestuben

Der Verbrauch an Wasser und Seife ist zwar nicht ausschlaggebend für die Beurteilung des Kulturstandes eines Volkes, gleichwohl aber bildet die Geschichte des Bademittels einen wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte der Welten. Das erklärt sich einmal daraus, daß namentlich im Orient das Baden ein mehr oder minder heiliger Ritus war und mehr durch die rituelle Reinheit nach der liturgischen Reinheit angedeutet wurde. Bekannt sind die noch heute bei den Hindus gebräuchlichen Wiesenprozessionen vieler Tausende von Gläubigen auf den heiligen Ufern des Ganges. Bei den alten Römern andererseits war das Baden und seine Entmündigung nicht mit liturgischer Beweggründen verknüpft, sondern es stand im Vordergrund des öffentlichen Gesundheitswesens, bis sich schließlich in der römischen Kaiserzeit ein braunklebriges Bademittel nach Asien hinzugesellte und jene in ihren Ausnahmen riesenhaften Kaiserthermen eines Nero, eines Caracalla und eines Titus erstehten.

Prachtbauten, von deren Großeitheit noch heute beispielweise die Trümmer der römischen Thermen in Trier zeugen. Das Bademittel nach jolchen riesigen

Luxusbauten zu Badewenden nimmt nicht wunder, wenn man bedenkt, daß im ganzen päpstlichen Reich das Baden höchstlich zu einer unsinnig übertriebenen Leidenschaft wurde, die dahin führte, daß viele Peius den ganzen Tag in den Thermen verbrachten, wo sie sich betwirten und baden konnten.

Bei den alten germanischen Bölfersfesten hielten sich das Bademittel in den natürlichen Grenzen, die ihm durch seine Bestimmung, der Gesundheit und der Entwicklung der Körperkraft zu dienen, von selbst gesetzt waren. Hier war in der frühesten Zeit nur das Fußbad üblich, in dem die waffenfähigen Männer und die Jugend ihren Körper für den Kampf stählten. Erst später wurde es gebräuchlich, daß jeder Hof seine „Sübe“, das heißt sein Schwimmbad und jedes Haus sein „Schiff“ hatte.

In der Zeit der Kreuzfahrt, also im 12. Jahrhundert, bildete sich in Deutschland auch das öffentliche Badewesen heraus. Damals entwidete sich die ländlich wieder ausgestorbene Bunt der Bader eine Bezeichnung, die sich nur noch dadurch als auf den heutigen Tag erhalten hat, daß sie der Volksmund in vielen

Gegenden Deutschlands auf den Beruf des Barbiers anwenden, eben weil die Barberchöre früher neben der Körperpflege auch das Gehalt des Haarthebens mit beforscht.

Öffentliche Badeluben, wie sie in allen deutschen Städten im Mittelalter bestanden, hat es auch in der Mark Brandenburg gegeben. So waren in Wittstock zwei vorhanden. Eine von ihnen erinnert noch heute die Badelube „Wertheimstädter“, bestanden für die beiden Wittstocker Kirchen. Beide zum Markt hin ausgerichtet, ist sie kaum erhalten. Vielleicht handelt es sich um ein Privileg, das wie es an anderen Orten die Füsten der Städten erteilten, in Wittstock eben der Kirche von dem regierenden Bischof übertragen wurde. Der aber diese merkwürdige Eigenschaft der Kirche als Badelubensitz erklärt sich aus dem katholischen Brauch der „Selbstabsehung“, die für die Armen gestiftet wurden, die dann im Bad wiederum durch Gebet der Seele des Gebers zu gedenken hatten. Vielleicht darf man auch hiermit zusammenhang bringen die Sitten, am Vorabend hoher Kirchenfeiern vor der Hochzeit und anderen Feierlichkeiten ein Bad zu nehmen, ein Brauch, den die Handwerker auf künftigen Badeprofessionen stiegen, indem Sonntagsbaden geschlossen ins Bad zogen.

Sei es, wie es sei. Es ist selbstverständlich, daß die Kirche den Badelubenbetrieb nicht durch eigene Angestellte versehen ließ. Vielleicht waren die beider Stufen verpachtet oder im Erbgleben vergeben. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurde sie von der Kirche an Privatpersonen verpachtet. Dem Reinheitskeitsbrief des alten Wittstocks mag es alle Ehre, daß die Kirchenvorsteher sich bei der Vergründung des Badelubes für den Fall, daß die neuen Inhaber über die Stufen freien würden, die Wartungsstrafe hören. Aus der Tatsache darf man immerhin schließen, daß der Badelubenbetrieb ein recht eintöniges Geschäft war.

Ber die Badeluben aufsuchte, hatte es sehr wenige. Die Reinigung des Körpers wurde von Barberchören und Badefrauen vorgenommen, die aber nicht nur dies beglückten, sondern auch Haare und Nägel verputzten und obendrein Hautfräschheiten behandelten. Schröpfkräfte (zum Abzug ungekündeten Blutes) fehlten ihm.

Lebhaftesten sind die Badeluben mit ihren Barbermesser- und Schwämmbädern im 17. Jahrhundert abgestolpert. Das hatte seine Ursache weniger darin, daß man etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen hatte, sondern ist in moralischen Verfallsscheinungen nach dem 16. Jahrhundert Kreis geblieben. Die fiktiv gesetzteiner Barberlungenstriebe, die selbstverständlich in der Mehrheit waren, hielten sich infolgedessen nach den Badeluben bald ganz fern. Als schließlich „strahlende Krankheit“ Schwämmbad und andere Seiden um sich griffen, ging die Belästigung wegen der Ansteckungsgefahr noch mehr zurück, außerdem auch Arznei-, Geistliche und Regierungen gegen die Badeluben aufraten.

Quassalber und Scharlatane

als Heilpraktiker in der Mark

Im Mittelalter war es mit der Heilkunde in unserer brandenburgischen Heimat noch äußerst schlecht bestellt, bevor sie sich doch meistens in den Händen höchst unmissender Leute. Allerdings gab es auch damals schon wissenschaftlich gebildete und südliche Barber, doch wohnten diese der Größe von Paris wegen nur in vorstädten Städten. Den Bürgern war es das darüber untersagt, weil sie einmal zu viel Zeit damit verbrachten, um anderweitig mehr mit ihr einen großen Gewinn zu machen, und den Bericht mit den Kranken und deren Angestörten verbreitete. In den kleinen Städten und auf dem platten Lande blieb daher die Ausübung der Heilkunst nur Scharlatanen und zweifelhaften Elementen überlassen, die unter

der Flagge eines „Wunderarztes“ im Lande umherzogen; als „sophatische Heilpraktiker“

Während ein Teil der Heilkunstler alte Wunden und Geschwüre, sowie Ausnahme durch Gitterauslösungen und die dadurch geführte Heilung durch Waschungen mit Wein herbeizuführen suchte, wandten die Weise die Bewegung der Leibes die verschiedensten Blasen und Salben an oder beworbenen gegen alle möglichen Krankheiten als Medikamente saftige Kohlblätter, Bittere und Wundtränke und unbekannter Ursprungs. Und schließlich trieb noch eine weitere Sorte von „Meister“ ihr Unwesen, die sich einzog und allein auf geheimnisvolle Zauberformeln oder auf das „Gelehrte“ verließen; diese untreitige, bequeme Art war namentlich bei ältesten Frauen in ihrem Gebrauch.

Eine besondere Rolle spielten seineswegs in den kleinen Städten die sogenannten Chirurgen, die überall gerne gehalten wurden. Diese marktfreiheitlichen Scharlatane hatten stets großen Aufwand und selbsterklärend eine erfreuliche Gelehrsamkeit. Ihre Anwesenheit befandete sich auf einem Markt aufgeschlagenem, mit Teppichen bedecktem Holzgerüst. Auf einem großen Tisch waren, sowie Amulette, Ringe, Reihermittel und ähnlicher Hofotopos zur Schau gestellt; auf einem anderen Tisch lagen die chirurgischen Instrumente — Säge, Meißel, Messer, Schere,

ren, Bogen usw. — ausgebrettet. Operationsstühle der verschiedensten Art standen einladend bereit, die Patienten aufzunehmen, Ernst und gravitätisch umherschauend und mit langem Talar bekleidet, wartete der „Meister“.

Ein Spannmacher, der auch Absenten diente leistete gehörte mit zum ständigen Inventar. Dieser leitete nicht nur durch alle möglichen und unmöglichen Fugen die Unwirtlichkeit eines verehrlichen Publikums auf seinen Herrn und Meister, sondern ließ auch vorwitzende Anpreisungen in Bezug auf dessen Kunst vom Stapel. Ein solches „Anreden“ war selten vergleichbar. Gob es vielleicht auch nicht immer etwas zu schmeißen, so flatterte doch jemand auf das Gerüst, um sich einen Zahn ziehen zu lassen. Der „Clown“ brachte ihn dann unter vielen Gezwungenen und Späßen in die „Operationsstellung“ auf den Stuhl, übergab ihn seinem Meister, setzte sich dann seitwärts und mahlte dort Pfeisen ebenso ergütte wie an den Grimassen des Patienten.

Es wäre trug, zu glauben, daß nur „kleine Leute“ Hilfe bei solchen fahrenden Wunderdozenten gesucht hätten. Nein, in kleinen Städten gehörten auch die Wohlbabenden zu ihnen stunden, und selbst Damen fanden vor ein paar hundert Jahren nichts Unschickliches darin, sich auf offenem Markt und vor den Augen vieler Zuschauer kleinen chirurgischen Operationen zu unterwerfen ... Andere Zeiten, andere Sitten!

„Meserisko“ — Altdeutscher Lughandel mit China

Zum 100. Todestag Johann Jakob Bolmers

Auf dem Marktplatz in Meseritz steht ein alter Patrizierhaus, das dem Wohlstand den Namen „Meserisko“ führte. Hier wohnte im November 1806 Napoleon auf seinem Durchzug nach Preußens mehrere Tage bei dem Kaufmann Johann Jakob Bolmer, dem Namen des ersten großen Tuchindustriellen im deutschen Osten mit Roß verdient. Sein Todestag läuft sich am 31. Mai zum hundertsten Male. Bolmers Kaufmännische Weitblick und seiner großen Organisationskraft ist es zu danken, daß in den Jahrzehnten um das Jahr 1800 dem Tuchmachergewerbe Ostdeutschlands zum ersten Male Absatzmarkte geschaffen wurden, die sich über zwei Erdteile erstreckten und die Meseritz zum Mittelpunkt und Hauptstadt des ostdeutschen Tuchhandels machten. Die Energie dieses Mannes schuf aus dem Tuchmachergewerbe, das durch die Jahrhunderte nur für den Inlandsbedarf gehabt hatte, eine Exportindustrie, die zum ersten Male in großem Rahmen die alte deutsche Tuche in der Welt bekannt machte. Von da war's Markt Nr. 4 in Meseritz zu einer der Blütezeit dieser Tuchindustrie, die die Wolltuchindustrien nach Russland, nach Sibirien und nach China.

Vom Tuchweber zum Exportkaufmann

Johann Jakob Bolmer, der am 6. September 1752 geboren wurde, war, bevor er sich zum Großkaufmann aufschwang, zunächst auch Tuchmacher. Er hat nicht das Tuchmachergewerbe ersteingeschritten, er hat aber erkannt, wie weit und wie hart die Arbeit des Tuchmachers gehabt auszubauen ist. Sein Gewerbe war der Tuchmacher, der in den Polener und in den angrenzenden ostbrandenburgischen Kreisen bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts bestellt war.

Eingeschürt wurde die Tuchmacherkunst durch ehemalige Hilfskräfte aus Schlesien, die aus ihrem Glaubensland nach Polen und Südrussland auswanderten und hier die Tuchmacherwerkstatt zum anscheinlichsten Gewerbe machten. Diese schlesischen Weber begründeten den Ruf der hauptsächlichsten Tuch-

macherläude: Lissa, Ratibor, Krautstadt, Nowy Tomyś, Schmiedeberg, Schwepke (Werthe), Meseritz, Broitz, Tschätzitz, Birkenfeld, Osterode, Halle, Bitterfeld, Magdeburg, Schwerin, Bielefeld, Schöningen, Gültz und Gröningen. Was in diesen Städten betrieben wurde, war aber reines Gewerbe, man darf es nicht mit der fabrikähnlichen Herstellung von Tuchen vergleichen, wie sie heute in den Tuchstädten der Sowjet geschieht. Handwerklich wurden die Tuche im Hausgewerbe angefertigt.

So ging es in diesen kleinstädtischen Handwerksbetrieben durch die Jahrhunderte bis zum Beginn des neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts. Im Jahre 1791 trat Johann Jakob Bolmer auf den Plan mit seinen Exportgedanken. Er bereitete die Tuchmacher und kaufte zugleich mit russischen Großhändlern Verbindungen an, die die Tuche aufzukaufen versprachen. Im Jahre 1793 hatte die Schafwurststraße Bolmers die Organisation vollendet, die um so bewundernswerter ist, wenn man an die Verkehrsnotwendigkeit und Verkehrswege der damaligen Zeit denkt.

Meseritz, Mittelpunkt des ostdeutschen Tuchhandels

Die Tuchmacherläude Polens und Ostbrandenburgs sandten ihre neuen Tuche nach Meseritz, wo sie gefärbt, appetiert, verpackt und an die russischen Großhändler verkauft wurden. Meseritz wurde durch die Tüchtigkeit und den Weitblick dieses Kaufmanns zum Mittelpunkt des ostdeutschen Tuchhandels. Und nicht nur mit den Tuchmätern der Umgebung, sondern auch mit den Tuchmätern aus Sachsen und Thüringen, aus Sachsen-Anhalt, aus Westfalen, aus der polnischen und russischen Ukraine, aus der Moldau und der Walachei kamen und gingen. Zwischen den Tuchmätern Meseritz und ihren kleinen Nachbarn „Sibistik“ genannt, um rufisches Geld für die gelieferten Tuche zu

bringen. Bolmer war auch der Hauptleiter für die Uniformmache der russischen Arme, wie er auch in den Jahren von 1806 bis 1812 für die Heere Napoleons Zucht liefern musste.

Von Russland gingen dann die ostdeutschen Tücher weiter auf den sibirischen Karawanseräten bis hinein nach China, wo sie auf der West- und Südseite von den Chinesen als Zeichen der Eingelassenheit wurden. Der Name dieser Tücher war ja gleichzeitig Chinesen aus Tüchern abzunehmen, die das wirtschaftliche Signatur (S. 19) und das Urprungsland Meieritz trugen. Eine wie große Bedeutung Meieritz damals für den Tuchhandel hatte, beweist auch die Tatsache, daß auf der Berliner Gewerbeausstellung im Jahre 1844, also zu einer Zeit, da der ostdeutsche Tuchhandel und die Tuchfabrikation bereits aufzunehmengesprochen waren, unter den dort ausgestellten Tüchen sich einige grüngefärbte, zur Ausfahrt nach China bestimzte, befanden, die die Bezeichnung „Meieritz“ trugen, weil sie nur unter diesem Namen in China gefaßt werden konnten. Um das Jahr 1800 wurde von Deutschen in China berichtet, daß dort immer noch die Ausfuhrationsmarke „Meieritz“ auf Tüchen zu finden sei.

Der Todesstof: Aufklarung verbietet die Einflüsse fremder Tücher

Die Kaufmännische Tat Bolmers brachte eine Wohlhabenheit in Ostdeutschland, die auch die Napoleonischen Kriege 1806 und 1812 überwand. Was litt der Tuchhandel

in den Kriegen, er erholt sich aber wieder. Erst den Friedensjahren nach dem Wiener Kongreß war es vorbereitet, um den Todestod gegen die preußischen Tücher einzuführen. Der Todesstof wurde am 15. Mai 1815, nach zweijähriger Kreuzung und Russland der Barenberdeteile nur mit einem Eingangsspol von zehn Prozent belegt werden sollte, brachte Russland im Jahre 1822, indem es die Einflüsse fremder Tücher verbietet. Auch der Durchgangsverkehr wurde darunter erschwert, daß auch das chinesische Absatzgebiet verloren ging. Russland wollte eine eigene Tuchindustrie gründen.

Auf der Suche nach neuen Märkten erkannte Johann Jakob Bolmer schwer, daß er sich von den Geschäften zurückziehen müsste. Ihm, dem es vielleicht möglich gewesen wäre, Mittel und Wege zu finden, das absterbende Gewerbe neu zu beleben, raffte der Tod am 31. Mai 1816 auf seinem Sarge Biese bei Meieritz dahin. Mit ihm sank eine kaufmännische Zeitung ins Gras.

Es kam so, wie Bolmer es vorausgesagt und wogengeht: Es gab keine Hilfe, um den Tuchherstellern des Wahlkreises zu erhalten. Die politische Staatsgeschäft war verschwommen, so wanderten die unternehmungslustigen Tuchmacher aus, über die Grenze nach Russland, von der russischen Regierung freudig begrüßt. Sie suchten sich eine neue Heimat in Petrusburg, Kasanburg, Novoradomsk, Kielce und vor allem in Odessa, wo sie den Grundstein der noch heute blühenden Tuchindustrie legten.

Die Stenziger Wunderblume

Von Gustav Meterscher

Einstmal wollte ein alter Büttenträger, der tagüber in der Gegend von Sonnenburg seine selbstgeknoteten Dannenquirls und hölzernen Schuhöffnern verbandelt hatte, über Thüringen nach Grünau wandern. Am Abendwegen ihm die Nacht überwachte, blieb er in Stenzig. Sehr groß war der Verdiensst nicht, den er, auf einem Stein am See liegend, in den kleinen Beutel zu zählen begann. Gutebot wußte er nicht, wie sich die Verkaufsaufsätze am nächsten Tage gestalten würden, da er zum erstenmal diese Drähte abhandelte. Er hielt es darum für ratsam, die Nacht über in einem Strohschuppen zu campieren, statt ein bisschen zu schlafen, um ein Gastwirtshaus anzugehen. Daß beim Dorf stand ein solcher Strohschuppen, ihn wußte, dort sein Auehalter aufzufinden schien.

Die Nacht war schön und mild. Eine Sommernacht wie sie herrlicher der Herrgott durch einen armen Büttenträger während nicht geben kann. So machte er es sich denn dort in dem Stroh so bequem wie möglich. Von fern her dröhnten die Kammberge mit einem leichten Winddruck, und über ihm und dem Schuppen stand ein kräfteiger, vollblättriger Sternenhimmel. Ergänzender hörten seine kleinen Ohren sogar das Läuten kleiner, silberneider Glöckchen. So oft er sich vorahnlich, endlich einzuschlafen, immer wieder weckten ihn aus dem Halbschlaf diese überlbenen Glöckentöne.

Bon einem Dorflein könnten diese Töne niemals kommen, dazu waren sie zu fein und zu leise und zu weiß! Schließlich mußte ja auch der Glöckner das oben auf dem Glöckenturm einmal den Glöckentraum aus den Händen legen.

Wieder legte sich der Fremde zur Ruhe und verfrösch sich tiefer ins Stroh. War war es ihm, als ob das Glöckentraum auf kurze Zeit den Atem anhielt, dann übernahm sein Ohr dieselben Töne aus neuem. Je weiter es der Mitternacht zu ging, je deutscher und klarer drangen die Glöckentöne an das Ohr. Er kann hin und her, hält sich die hohe Handmuschel aus

drum, bald ans rechte, bald ans linke, immer nehm' er diese silberhellten, klaren, lachenden Glöckentöne.

Rohföhlend kroch er wieder heraus aus dem Stroh und hieß Russland. Ganz mühsam war es rings um ihn herum. Kein Windhauch stieß die herbstvorscheinenden Strohbalme. Ein Hohlfund in Stenzig läßt nur hin und wieder etliche Bellatona in die Nacht hinaus.

Es sei denn, daß die Turmuhr dem fremden Gast die Stunde angezeigt, die auf den jungen Tag zielte.

Als diese zwölftimal zum Schlag ausfiel, da war es dem Büttenträger zumute, als wenn er von Charlottenburg aus hierher gekommen. Solche etwas von dort her bringende, sonderbare Glöckner kommen, der nun ein Glöcknerwerker beendet hatte? Aber nein!

Das Klingeln hörte damit nicht auf.immer wieder drangen diese geheimnisvollen Glöckentöne an das Ohr des Dorfes. Wie er nun sein Auge fest einspannte auf die Ferne, aus der herüber die Berge blauten, da vernahm er plötzlich ganz dicht um sich herum, kaum drei Schritte weit, ein helles Läuten. Wie er dem Klange nachspürte, gewahrte er am Bergrand zwischen den Grasbüscheln kleine, weiße, leuchtende Blumen, die sich mit ihren Blütenfeldern hin und herwiegten. Sollten das etwa die geheimnisvollen Glöckenglocken sein? Langsam trat er sich an das Grasende hin und her. Weißer Wunder, diese Blumen säumten einen ungeahnten Zauberflang an sein Ohr. Immer ruhiger wurde nun sein wanderndes Herz, immer stiller sein fragendes Inneres. Ein tiefer Schlaf überfiel ihn, und im Umhören war er eingeflossen.

Die ersten Morgensonnenstrahlen weckten den Glöckner mit ihren Grasbüscheln goldenen Funken. Noch nie hatte er sich so frisch gefüllt von seinem Lager erwachen, als an diesem Morgen nach diesem Schlafe.

Er hatte sich an dasand die Bitte auf seine Schultern und wanderte zurück ins Dorf Stenzig. Im Dorftrug ließ er sich eine Tasse warmen Kaffee geben. Die Wirtin war freundlich und setzte sich zu ihm plaudernd auf die hölzerne Wandbank.

Sollte er ihr von seinem Erlebnis berichten? Anfangs schwante er in seinem Entschluß, daß andere hört es ihm nicht länger. Er berichtete von dem selnen, heiligen Glöckentraum der Nacht, zuerst sehr stolz und zurückhaltend, dann in steiferen Nede:

Die Frau erstaunte sich ihm mit immer größer werdenden Augen an. Schließlich sagte sie: „Mann, Sie können von Glück sagen! Dann haben Sie ja unsere Stenziger Wunderblume hören können! Die erbittet nur alle hundert Jahre einmal, und wer sie hört, wird fortan als Glücksträger durch die Welt gehen!“

Der Büttenträger verfügte bei diesen Worten etwas üngläubig zu lächeln. Sie aber fuhr fort: „Wir vielen, viele, hundert Jahre hat nämlich ein Schäfer hier auf dem Felde übernachtet. Das soll noch einer dem heiligen Lande gewesen sein, einer, der noch an der Krippe des Jesukindes geblieben ist. Da ihm die Leute hier in Stenzig Gutes angeboten ließen, hat er als Dank dafür unser Dorfmark gehegt in jener Nacht. Wer folge Glöckentonne mit eigenen Ohren bestimmt, wird ein Glücksträger werden. Über das steht es noch keinen Gelungen hier im Umkreis.“

„Will hoffen, gute Frau“, sagte darauf der Büttenträger, daß Ihr Prophete in Erfüllung geht! Gebrauchen könnt ich schon zu einem Glück!“

Mit einem Dank und einem „Bergelis Gott“ verabschiedete sich der Fremde und wanderte weiter nach Grunow zu.

Das Soldatenmädchen aus Lamel

70. Todestag einer heldin der Befreiungskriege

Die Jahre der Befreiungskriege gehörten im Leben eines Volkes doch jenseitig Gestalt einer Epoche eines gewaltigen Weltkriegs. Ihre Tiefe erfaßenden nationalen und kulturellen Kräfte mit Begeisterung erfüllten und füllten die Dienste einer großen Idee zu höchster Ausförderung beschäftigt. In nicht geringer Zahl kämpften sogar Frauen in Männertracht in den militärischen Verbänden selbst mit. Unter diesen Feldzugstreibherrinnen sind die bekenntlichen Namen Eleonore Brobasta, Sophie Steggen und Anna Lüftling, von denen sich die beiden ersten als Alzogener Jäger durch große Tapferkeit ausgezeichnet haben. Ihnen stehen eine größere Zahl von Heldinnen, über die leider nur wenig bekannt ist. Zu diesen gehört Marie Elisabeth von Schöna. Sie sind in diesen Tagen 70 Jahre seit ihrem Tode verstorben. Sie wurde am 5. März 1790 im Dorfe Lamel bei Kültzlin als Tochter eines Tagelöhners geboren und starb Anfang April 1866 in Charlottenburg. Sie hat als Waffträgerin 1813 in Männertracht bis zum Ende der preußischen Armee im Befreiungskrieg gekämpft. Sie wurde sie als Frau entdeckt, sog sich dann zurück und erstickt 1823 wegen ihrer Gedanken um das Vaterland die Stellung einer Schlossdienstin Charlottenburger Schloss, die sie mit größter Fleißtreue ausfüllte und bis zu ihrem Tod 1866 innehatte. Ihr mit einer einfachen eisernen Tafel geschmücktes Grab befindet sich auf dem Alten Friedhof in Charlottenburg. Drei Jahre vor ihrem Tode, 1863, wurde ihr zur 70-jährigen Erinnerungsfeier der Befreiungskriege wie allen Waffträgerinnen eine Kriegserinnerungsmedaille beschenkt. Trotz ihrer hohen Dokumentarials, das wir über diese Heldin der Befreiungskriege beifügen, verdient auch ihr Andenken der Vergessenheit entzissen zu werden.

600 Jahre Letzheim

In den Tagen vom 3. bis 5. Juli begiebt die gräbliche Landgemeinde des Kreises Neumarkt der Mittelpunkt des oberen Odenwaldes, seine 600-Jahrfeier. Unfertig erwartet wird es zum ersten Male im Jahre 1838, als die Mitter von Letzheim mit der gesamten des Dorfes Letzheim belebt wurden.

Wann eigentlich Letzheim gegründet wurde, ist nicht festzustellen, wie dies ja auch nur selten der Fall ist bei Dörfern, deren Gründung in die Steinzeit oder jenseitige Zeit zurückreicht. Die Geschichte Letzheims ist sehr gut, bis zum Jahre 1600 in Dokumenten gefüllt. Bevor sie dazu kam, soß es im Dreißigjährigen Krieg unter dem Brüder Peter, Klaus, Henning und Hans von Gütschwey war, die es später an den Bischof von Speyer verkaufen. Auch über den Dienstmannen sind bisher keine einwandfreien Deutungen vorhanden.

Bis Beginn des 14. Jahrhunderts vorbereitet eine Pfarrkirche vorhanden. Sie ist vermutlich im Winter 1640/41 durch einen Brand zerstört worden. Es ist anzunehmen, daß Letzheim früher bei einer Ortschaft im Wald umgeben gewesen ist, der auch bis zur Urbarmachung des Raumes durch Friedrich den Großen vorhanden war, wie eine Flurkarte vom Jahre 1772 zeigt. Neben die Geschichte des Dries in der späteren Zeit sind wenige Aufzeichnungen, was darauf zurückzuführen sein dürfte, daß Letzheim mit den Dören Kleinst, Ottwig und Wollup während des 30jährigen Krieges von schwedischen Truppen unter dem General Stalhamer völlig niedergebrannt wurde. Außerordentlich hatte Letzheim vor der Trockenlegung des Odenwalds durch Friedrich den Großen bei den allseitigen Überschwemmungen zu leiden. Zuerst hielt der Hochwasserstand einige Jahre an, so daß an eine Auskunft überhaupt nicht zu denken war. Die große Überschwemmung wird aus dem Jahre 1593 gemeldet, bei der das gesamte Odenwald unter Wasser stand und von Letzheim bis Wetzeln mit dem Schaffn hieß es fahren konnte.

Bis etwa 1810 gehörte Letzheim zum Amt Wollup und war diesem erbuntertänig. Der Amt, den die Bauern bestellten, war nicht freies Eigentum; sie hatten lediglich den Viehtrakt und mußten dem Amt Wollup auf die Naturalien und Frontdienste leisten. Mit Martinii 1810 wurde diese Viehbelegschaft dauerhaft beseitigt.

Im März 1863 erhielt Letzheim Marktgerichtsrecht. Die dort bis etwa 1910 abgehaltenen Feste und Viehmärkte erlebten eine grohe Beliebtheit und wurden gewissermaßen zu Festtagen.

Letzheim hat seinen Ruf auch dem Umstand zu verdanken, daß im Juni 1838 die französische Flüchtlingsfamilie Louis Henri Fontaine, die Eltern des märkischen Dichters und Schriftstellers Theodor Fontane, hierher zogen. Der Vater des Dichters befahl die Letzheimer Aborte bis zum Jahre 1850, später gehörte sie dem Schwiegersohn. Die Mutter des Dichters Fontane blieb bei ihrem Schwiegereltern bis zum Jahre 1862 wohnen. Heute noch tragen die Aborte die Bezeichnung „Fontane-Abohöfe“. Theodor Fontane hat für Letzheim in Romantik aufgepflanzt und hier den Stoff zu einigen seinen Werken wie „Das Odenwald“, „Der gute Streiter“ und „Unterm Birnbaum“ gesammelt. Er hat diesen Schriften Letzheims Romantischheit verliebt, nur läßt er sie in hohem Maße wachsen. Es war überhaupt beachtenswert, daß der Dichter Letzheim in seinen Werken tadelte, was Gründen, die bisher noch nicht gefaßt sind. Vermutlich sind es sommerliche Erinnerungen an das Elternhaus, die er selbst einmal als Verhältnisse bezeichnet, „in denen überhaupt nichts stimmte“.

Dieser heimatische Stoff, wie ihn die 600-jährige Geschichte des Dries bietet, wird in

den Tagen vom 3. bis 5. Juli bei der Jahrhunderfeier in mannigfacher Gestalt lebendig werden, und ein Fontane-Heimatfestabend ist dem großen märkischen Heimatdichter gewidmet.

Igel und Schlangen gesetzlich geschützt

Die Naturkreisverordnung vom 18. März 1936 schützt nicht nur Pflanzen, sondern auch zahlreiche Tiere, die schon seitens geworden sind und vor der völligen Ausrottung bewahrt werden sollen.

Von Jagdtieren sind es Igel, Spitzmäuse, Fledermaus, Siebenstoläfer und Halsfelsmaus, von kriechtieren Sumpfschildkröte (sehr selten), alle in Niedersachsen vorkommenden Eidechsen, die Blindschleide, die Ringelnatter und die Wurzelknäter (sehr selten), von Vögeln der Geiersfamilie, Greifvögeln und Unterarten, Lautwürger und Wodrottröpfchen, von Segelfalken, Hirtenfalken und Weißbaumeise. Fast alle diese Tiere sind Menfchenschädlinge, weil sie sich nicht nisten, wie der Vogel, die Sumpfschildkröte nicht mit den Feld- oder Wühlmausen zusammen haben, sondern Jäger und dergleichen verzeihen, wie auch die Fledermaus. Die Eidechsen leben in gleicher Weise vom Fang von Insekten; die Schlangen fangen Mäuse, Frösche und dergleichen.

In Deutschland lebt nur eine giftige Schlange, das ist die Kreuzotter, die auch den Menschen durch giftiges Geschlecht werden kann. Da sie in Farbe und Zeichnung wechselt, ist sie nicht immer leicht zu erkennen; Hauptmerkmal ist die meist dunkelfarbene Zickzacklinie auf dem Rücken. Auch sie ist in den meisten Gegenden selten, Krähen, Uilen und andere Amphibien sind den meisten Menschen durch ihr Fleisches, das hauptsächlich als Schüsselkraut dient, widerwärtig. Dennoch sind auch sie durch den Fang von Schnecken, Würmern und Krebsen nützlich. Die Segelfalter gehören zu den schönsten Tagfaltern, die bis auf die Weißlinge alle gegen Verarbeitung zu Schmuckwaren geschützt sind. Ebenso ist es mit den Schmetterlingen und Rosenfaltern.

Die Rote Walbameise ist besonders nützlich durch Weißgallen vernebelnder Stoffe. Sie war aber von Sammlern der sogenannten Sammlerfeier stets gesucht. Nach die Weißgallenfresser genannt einer Weißgallenfresser, der am 1. März bis 31. Juli für alle zu gestatteten Tiere in das Tongen, Tönen nach ihrer Larven, Rupfen usw. und den Verlust verbüßen. Der Fang des Maulwurfs auf freunden Grundstücken ist ebenfalls verboten. Lebmittelhandlungen und Naturlebenshäuser müssen über eine Lizenz führen. Wer sich bemüht, die Tiere in der freien Natur zu lernen, wird sie nicht mehr fürchten, sondern umso größere Freude an allen ihren Wundern haben.

Der Igel ist fert

Bon Kurt Hinze

Wittiges Willens isse Supfad, ne woahr? Da berstet ic zu nichst Petel. Wenn de Wittiche Brantinen wier, denn hundde Wittiche Willens all lange utjeopan, un wi kennin denn sieben, wi wi vahne Woarthe

De Woarthe über is bloß Woater, un wi Woater hat Wittiges Willens sten. Bloß doch wi willie scholten. Sogar vart Waschen grüßt si hā. Ha wachst si alle Zoahr bloß eos, zu Bingelen wenn' dat ova no noeblig is, wie hā moent.

Nu sag du em eos, hā soll Woater supen. Ha ward die var varrat holten, ward di

undussein, ward sich schedern un in seine Heine Stube loopen. Das fröh hinger de Helle de Griece; det is de Brantinewindeude. Den grußigen Gedanken ant Woater ward hā met Brantinen ungerhillen.

Wenn de Griece ledig is, gripp ha naft das, det ungerr Bedde steht, und lädt se bedde voll. Un wenn det Igel ledig is, denn ward sich Wittiges Willens furts die Kurkeln antreden, de Witte upsetten, det ledigde Füßen sich ungern Am schmiten un noa Landsbach loopen. Saft ma sieben, wie Wittiges Willens turrigemint. Wielchendels is det Igel friegte zu Guise as Wittiges Willens; det Igel kultiert var em hä.

Dos hebbin wie eiss hengen Wiedensrul schudt, as det Fäcken met Wittiges Willens anjeufseit feun, un wupp habben wi det Fäcken lesoat und marakkast met los. Wittiges Willens bleef soahn, hā war uns die. Hā lädt un lädt, hā wischte sich de Og'n un, hā lebet en Enge turrigue. Wo et hulp nischit: det Igel wier wech.

Wo isen det Igel ledigkaten? Wittiges Willens stülle un stülle. Stündt un stündt hat Wittiges Willens Damme ringmädel, un ob et differt wie Kräut, wie die Roten. So hā hat, traurig, Raat nich leßloosen. Andern Doat, no Erbeet loopen? Nei, Wittiges wier frant. De Griece ledig is, un det Fäcken fur! Wittiges Willens friegte sich de Luedde, aber de Würden. Halle wiec en folst, halle warin. So langt hinger de Helle, wo de Kräute stand, oba de Kräute wier ledig. Hā kniete sich vor! Bedde und fide runger: Frau, daa stand immer dei lieene Igel. Em wie rum Granen, Hā kreep wedder rin in de Buschte un schmeißt un die Siede. Woß klosoan, nei, schoan tunnum hā nich. Hā klabbert wedder rut un lange na de Griece. Doch de Griece wier ledig. Wittiges schwigte.

De Goote an, Hā schüttre vor de Deere. Ill den wier hieb wedder upper Domme uns stülte un stülte. So lädt hinger jeden Wittiges Willens fro' jeden Mensch' da vorbiellem. Doch del fäcken fung sich ne. Wittiges huppiate. Hā wier siebre frant. Bes ne de Schiene feem hā no. Doa lecht hā sich innen Taft un meet de O'ntu un daabé: Lange kann't ne miech' duern, id starne.

As hā no ne ganze Hüsche de O'ntu wedder upmeet, um roatuzien, ob hā all doot mitzumachen ha mit bes munter. Hā lädt uppere Blage un hat be O'n na oben. Da oben abo, doa gom oben, hā doch dicens Hoahnefassler genant. Na isst ic gleichon?! — doe hung, met ne lange Chine angeschaut, det Igel. Wittiges grünzte, un denn haupte hā diep. Duft un fung an tu grehlen: „Wo für sin? Bringt ic mi hā?“ Hā oahnse watt un meinte uns. Wi hudent hingen Tun un horchten.

„Wo sin fein?“ gräßte Wittiges, da all lange up wier un sich die Lebden kanrikte. „Bringt ic mi hā?“ Schwept se mi an! Aufzreden war ic se aleene!

Wia et heem keender, uns tu griepen, et keen keender, uns antfuhschen, det uns Wittiges Willens hochzreden kunn innen Hoahnefassen, wo wi hānß verstoaten hadde.

Zunn kunn ic Ju jo hietie hie det nich vorstellen.

Inhalt:
Heiratsmarkt ohne Hochzeit — Schützenfest ohne Schützen.

Von alten märkischen Babestuben.
Quasafaber und Schatzkasten.
Mephisto — offizieller Tischkamel mit China.
Die Steininger Wunderblume.
Das Soldatenmädchen aus Tamsel.
600 Jahre Letzheim.

Schriftleitung: i. V. H. Kegler.